

Günther, Fränze

Bindungstheorie und die Möglichkeiten ihrer Anwendung in der
Sozialpädagogischen Familienhilfe

Attachment Theory and the possibilities of its usage in the
socio- pedagogical family assistance

BACHELORARBEIT

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fakultät Soziale Arbeit

Roßwein, 2014

Günther, Fränze

Bindungstheorie und die Möglichkeiten ihrer Anwendung in der
Sozialpädagogischen Familienhilfe

Attachment Theory and the possibilities of its usage in the
socio- pedagogical family assistance

eingereicht als

BACHELORARBEIT

an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fakultät Soziale Arbeit

Roßwein, 2014

Erstprüferin: Dipl. Päd. Dominique Arnaud

Zweitprüferin: Prof. Dr. Steffi Weber-Unger-Rotino

Bibliographische Beschreibung:

Günther, Fränze, Matrikel 22573:

Bindungstheorie und die Möglichkeiten ihrer Anwendung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. 40 S.

Hochschule Mittweida/Roßwein (FH), Fakultät Soziale Arbeit, Bachelorarbeit, 2014

Autorenreferat:

Die vorliegende Bachelorarbeit geht, neben Risiko- und Schutzfaktoren kindlicher Entwicklung und Deprivation, vor allem auf die Bindungstheorie ein. Verschiedene Bindungsmuster werden ausführlich dargestellt und Annahmen zu ihrer transgenerationalen Übertragung, Kontinuität und Veränderbarkeit beschrieben. Die durch intensive Literaturrecherche gewonnenen theoretischen Erkenntnisse bilden im Folgenden die Grundlage für die Formulierung von Anwendungsvorschlägen für die Arbeit der Sozialpädagogischen Familienhilfe.

Inhalt

0	Einleitung	1
1	Risiko- und Schutzfaktoren kindlicher Entwicklung	2
2	Deprivation	4
3	Die Bindungstheorie	8
4	Bindungsmuster	13
4.1	Organisiertes Bindungsmuster:	
	Kind - sicher/Erwachsener - sicher-autonom	13
4.2	Unsichere Bindungen	15
4.2.1	Organisiertes Bindungsmuster:	
	Kind - unsicher-vermeidend/Erwachsener - abwehrend-distanziert	16
4.2.2	Organisiertes Bindungsmuster:	
	Kind - unsicher-ambivalent/Erwachsener - verwickelt-verstrickt	19
4.2.3	Unorganisiertes Bindungsmuster: Kind - desorganisiert-desorientiert/ Erwachsener - unverarbeitet-desorganisiert	21
5	Bindungsstörung	25
6	Transgenerationale Übertragung von Bindungsmustern	26
7	Kontinuität und Veränderbarkeit von Bindungsmustern	27
8	Umsetzungsmöglichkeiten bindungstheoretischer Erkenntnisse in der Sozialpädagogischen Familienhilfe	29
8.1	Interventionsziel - Erhöhung von Sicherheit	31
8.2	Die Arbeitsbeziehung	33
8.3	Sicherheit im System generieren	35
8.4	Achtsamkeit bei Desorganisation	37
8.5	Übergänge - Betreuung außerhalb der Familie	38
9	Zusammenfassung	39

Literaturverzeichnis

Erklärung zur selbstständigen Anfertigung der Arbeit

0 Einleitung

Die vorliegende Arbeit hat die Bindungstheorie und deren Anwendungsmöglichkeiten in der Sozialpädagogischen Familienhilfe zum Schwerpunkt. Einleitend werden dabei zunächst Risiko- und Schutzfaktoren kindlicher Entwicklung betrachtet. Da sich herausstellen wird, dass Deprivation einen wesentlichen Risikofaktor darstellt und für die Familienhilfe von Bedeutung ist, wird im Folgenden näher darauf eingegangen und Formen, Wirkungen und Folgen jener dargestellt. Für ein noch tiefgründigeres Verstehen dieser Vorgänge und um mit derartigen Erfahrungen von Menschen angemessen umgehen oder sie frühzeitig abwenden zu können, scheint es unumgänglich, sich mit der Bindungstheorie auseinander zu setzen. Daher wird ein Großteil dieser Arbeit die Grundzüge der Bindungstheorie beleuchten. Vor allem wird auf verschiedene Bindungsmuster, aber auch auf Bindungsstörungen, die transgenerationale Übertragung von Bindungsmustern sowie Annahmen zu Kontinuität und Veränderbarkeit jener, näher eingegangen. Die auf diese Weise gewonnenen theoretischen Erkenntnisse können sehr hilfreich für die Arbeit mit Familien sein und einen handlungsleitenden Charakter für die sozialpädagogische Familienarbeit haben. Deshalb werden im letzten Drittel der Arbeit die Bedeutung und Tragweite der Theorien in den Mittelpunkt gestellt und versucht Wege aufzuzeigen, wie zentrale Punkte in die Arbeit als Sozialpädagogische Familienhilfe einfließen können.

Im Text sind unter Formulierungen wie beispielsweise Helfer, Sozialpädagoge oder Klient, immer sowohl Männer als auch Frauen gemeint.

1 Risiko- und Schutzfaktoren kindlicher Entwicklung

Kinder begegnen im Laufe ihrer Entwicklung unterschiedlichen Menschen und erleben ganz verschiedene Situationen, die sie stärken oder schwächen können. Welche Lebensumstände in der Kindheit dabei eher positive oder negative Wirkung entfalten, werden von der Deprivationsforschung sowie der Protektionsforschung untersucht. Die Deprivationsforschung beschäftigt sich vor allem mit Kurz- und Langzeitfolgen ungünstiger Lebensumstände. Im Fokus der Forschung steht, ob und in welchem Umfang sich schwere Entbehrungen, wie beispielsweise der Verlust einer Hauptbezugsperson, auf die weitere Entwicklung eines Kindes auswirken. Zudem wird erforscht, ob und unter welchen Bedingungen die Auswirkungen reversibel sind (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 28). Derzeit wird davon ausgegangen, dass die Folgen vorübergehender und dauerhafter Trennung eines Kindes von seiner Hauptbezugsperson in einem hohem Maße von der Qualität des Ersatzmilieus abhängt. Wenn also die Qualität der Ersatzpflege gut ist, so besteht die Möglichkeit für das Kind, sich annähernd altersangemessen im kognitiven und sozial-emotionalen Bereich zu entwickeln (vgl. ebd., S. 28). Unter den Deprivationsforschern ist man sich über die kurzfristigen Folgen, dass Kinder immer unter einer Trennung leiden, einig. Die langfristigen Folgen sind jedoch sehr umstritten. Einige gehen davon aus, dass diese unter günstigen Umweltbedingungen weitgehend reversibel sind. Andere glauben, dass eine Reversibilität nur das Ergebnis einer schlechten Diagnostik sein kann. Denn immer bleiben, wenn auch nicht offene Wunden, so doch erhebliche Narben zurück (vgl. ebd., S. 28f). In der Deprivationsforschung stellte man später fest, dass es auch Deprivation innerhalb der Familie geben kann. Hier sind Vater und Mutter zwar anwesend, aber die Familienatmosphäre ist erheblich durch Risikofaktoren wie chronischem Ehestreit, elterlicher Psychopathologie, Armut oder schlechte Wohnverhältnisse belastet. Auch hier fragen sich die Forscher, ob eine gesunde Entwicklung, unter solch schwierigen Lebensumständen für ein Kind möglich ist oder ob lebenslange Schäden zurück bleiben. In verschiedenen Untersuchungen traf man auf beides. Es wurden Personen gefunden die, trotz belastender Umstände, als Erwachsene relativ gesund waren. Die Mehrzahl der Kinder entwickelte sich jedoch unter

schwierigen Umständen schlechter. Man stellte außerdem fest, dass Kinder die als widerstandsfähig eingeschätzt wurden, auch nicht einfach glückliche Erwachsene werden, sondern Narben behalten (vgl. ebd., S. 29). Durch die Deprivationsforschung wurden einige Risikofaktoren für die Entstehung psychischer und psychosomatischer Krankheiten herausgestellt. Demnach können sich beispielsweise ein niedriger sozioökonomischer Status, eine schlechte Schulbildung der Eltern, sowie das Leben in einer großen Familie mit sehr wenig Wohnraum ungünstig auf die Entwicklung auswirken. Des Weiteren gelten Kriminalität oder Dissozialität eines Elternteiles, eine chronische Disharmonie oder Beziehungspathologie in der Familie, eine psychische Störung oder eine schwere körperliche Erkrankung einer Hauptbezugsperson als Risikofaktoren. Auch die Unerwünschtheit eines Kindes, die alleinige Erziehung durch einen Elternteil, ein autoritäres Erziehungsverhalten oder der Verlust einer Bindungsperson, schlechte Gleichaltrigenkontakte, aber auch ein Altersabstand zum nächsten Geschwister unter 18 Monate oder sexueller Missbrauch werden als Risikofaktoren für die Entstehung psychischer und psychosomatischer Krankheiten betrachtet (vgl. ebd., S. 29).

Die Protektionsforschung, die in Folge der Deprivationsforschung entstand, interessierte sich nun für genau die Beispiele, bei denen eine gelungene Anpassung trotz Vorliegen mehrerer Risikofaktoren stattfand. Im Kern wollte man herausfinden, vor allem im Bezug auf den Grad der seelischen Gesundheit, weshalb sich Kinder unterschiedlich entwickeln, obwohl sie ähnlich belastenden Lebensumständen ausgesetzt sind (vgl. ebd., S. 30). Hierbei müssen die protektiven Faktoren positiv bestimmt werden, denn sie stellen nicht das Fehlen eines Risikofaktors dar, sondern sind Faktoren, die bei Anwesenheit von Risikofaktoren deren Einfluss abschwächen können. Beispiele solcher Faktoren sind, eine dauerhafte und gute Beziehung zu mindestens einer primären Bezugsperson, eine Großfamilie oder kompensatorische Elternbeziehungen, sowie die Entlastung der Mutter. Weiterhin werden als mildernd ein insgesamt attraktives Mutterbild, ein gutes Ersatzmilieu nach frühem Mutterverlust, eine mindestens durchschnittliche Intelligenz, sowie ein robustes, aktives und kontaktfreudiges Temperament benannt. Zudem hält man soziale Förderung durch, zum Beispiel Jugendgruppen oder Schule sowie durch verlässlich unterstützende Bezugspersonen im Erwach-

senenalter für protektiv. Eine geringere Risikogesamtbelastung, das Geschlecht, die internale Kontrollüberzeugung sowie ein hoher sozioökonomischer Status können ebenfalls protektive Wirkung haben (vgl. ebd., S. 30f).

All die aufgeführten Faktoren lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe umfasst die Eigenarten des Kindes, die zum Teil angeboren sein können, wie etwa Temperament oder Geschlecht. In der zweiten Gruppe werden außerfamiliäre Besonderheiten eingeordnet, wie etwa ein hoher sozioökonomischer Status oder eine verbindliche religiöse Wertorientierung. In der dritten Gruppe werden Besonderheiten des Familien- und Beziehungsmilieus, wie beispielsweise eine positive Beziehung zu mindestens einer Haupt Bezugsperson, verortet. Bedeutsam ist hierbei, dass die Präsenz einer verlässlichen Bezugsperson, zu der eine positive Beziehung besteht, wie etwa ein Elternteil oder ein anderer vertrauter Erwachsener, als erstrangiger Schutzfaktor für die gesunde Entwicklung eines Menschen gilt (vgl. ebd., S. 33, S. 35).

Da demgegenüber das Entbehren einer solchen Person einen schwerwiegenden Risikofaktor darstellt, soll im Folgenden die Deprivation Gegenstand näherer Betrachtung sein.

2 Deprivation

Die Fürsorge, die ein Kind von seinen Eltern in den ersten Lebensjahren erhält, ist für seine spätere seelische Gesundheit von lebenswichtiger Bedeutung. Die Erfahrung einer warmherzigen, intimen und stetigen Beziehung zur Mutter oder einer dauerhaften Mutterersatzperson, welche durch Vater- und Geschwisterbeziehungen bereichert werden kann, dient dabei als Grundlage seelischer Gesundheit und der Charakterentwicklung (vgl. Bowlby 1995, S. 11).

Ist eine derartige Beziehung nicht vorhanden, so spricht man von Mutterentbehrung, welche sich in verschiedenen Kontexten finden lässt. Sie ist beispielsweise innerhalb einer Familie möglich, wenn eine Mutter ihrem Kind nicht die benötigte Zuwendung geben kann. Man spricht auch von Mutterentbehrung, wenn die Zuwendung der Mutter dem Kind entzogen wird. Wobei eine anschließende

Betreuung durch Bekannte oder Vertraute eine eher leichte Form der Entbehrung darstellt, wird sie schwerwiegender bei der Betreuung durch eine fremde Person. In beiden Fällen spricht Bowlby von partieller Deprivation (vgl. ebd., S. 11f). Eine totale Deprivation kann entstehen, wenn ein Kind durch Krankenhausaufenthalte oder die Unterbringung in einem Heim darunter leidet, dass es keinerlei Person zur Verfügung hat, die es individuell betreut und bei der es sich geborgen fühlen kann (vgl. ebd., S. 12).

Deprivationserfahrungen während der Säuglingszeit und der frühen Kindheit haben negative Folgen für die weitere Entwicklung. Dies gilt sowohl während des Deprivationserlebnisses als auch für die Zeit nach deren Überwindung. Dabei kann in einigen Fällen schwere Deprivation ernste Schädigungen hervorrufen, die nicht korrigierbar sind. Die negativen Folgen sind jedoch in ihrer Art, Stärke und Dauer unterschiedlich. Die Unterschiede sind dabei von der Art und Intensität der Deprivationserfahrung abhängig. Die Art und Schwere der Deprivationserfahrung wird demnach durch eine Anzahl aufeinander wirkender und ineinander verwobener, veränderlicher Größen beeinflusst (vgl. ebd., S. 183).

Der Begriff Deprivation wird in verschiedenen Situationen benutzt, die jedoch unterschiedliche Merkmale besitzen. Zum Beispiel spricht man von Deprivation, wenn ein Kind in einem Heim lebt oder längere bzw. wiederholte Krankenhausaufenthalte ohne eine Ersatzmutter hat. Es leidet in dem Fall an ungenügender mütterlicher Betreuung, da keine Möglichkeit besteht, mit einer Mutterfigur in engen persönlichen Kontakt zu treten. Eine andere Form der Deprivation entsteht, wenn ein Kind zwar bei der eigenen Mutter/Pflegemutter lebt, aber dennoch nur ungenügenden, unbefriedigenden Kontakt zu ihr hat. In beiden Fällen liegt der Schwerpunkt auf dem ungenügenden Kontakt zwischen dem Kind und seiner Mutterfigur (vgl. ebd., S. 173). Von Deprivation ist auch dann die Rede, wenn ein Kind von seiner Mutter getrennt wird. Dennoch muss dies nicht zwangsläufig bedeuten, dass daraufhin eine unzureichende Betreuung und ein Mangel an persönlichem Kontakt gegeben ist, denn das Kind kann auch in eine Umgebung mit einem guten Kontakt zu einer Ersatzperson kommen. Der Begriff Deprivation wird jedoch fälschlicherweise ebenfalls genutzt, wenn Situationen vorliegen, die eine gestörte Mutter-Kind-Beziehung beschreiben, in der beispielsweise

Ablehnung und Feindseligkeit oder mangelnde Emotionalität wahrgenommen und daher schädliche Folgen vermutet werden. Es handelt sich jedoch nur dann tatsächlich um Deprivation, wenn ein unzureichender persönlicher Kontakt oder eine unterbrochene Bindung vorliegt (vgl. ebd., S. 174).

Die Schäden, die mit Deprivation einhergehen, variieren in ihrem Ausmaß und ihrer Intensität. Folgen partieller Deprivation zeigen sich unter anderem in Angst und exzessiven Liebesansprüchen des Kindes. Zudem entstehen mitunter kraftvolle Hassgefühle, die Schuldgefühle und Depression erzeugen können, welche wiederum die Entwicklung nervöser Störungen und charakterlicher Labilität begünstigen. Die Folgen totaler Deprivation haben einen noch tiefgreifenderen Einfluss auf die charakterliche Entwicklung und können die Kontaktfähigkeit zu anderen Menschen völlig zerstören (vgl. ebd., S. 12). Werden Kinder ohne Kontakt zu ihrer Mutter untergebracht, so resultiert daraus fast immer eine Entwicklungsverzögerung des Kindes auf der physischen, intellektuellen sowie auf der sozialen Ebene. Hinzu kommen mitunter Symptome körperlicher und seelischer Krankheit. Betroffene Kinder lächeln kaum, haben keinen Appetit, leiden an Schlafstörungen und zeigen kaum Initiative. Einige Kinder bleiben für ihr ganzes Leben ernstlich geschädigt (vgl. ebd., S. 18f).

Neben der Deprivation durch Trennung oder eine eindeutige Ablehnung, gibt es auch krankmachende Mutter-Kind-Beziehungen. Sie sind beispielsweise durch eine liebevolle Einstellung der Mutter gekennzeichnet, unter der eine unbewusst ablehnende steckt. Auch ein exzessives Verlangen nach Liebe und Geborgenheit der Mutter oder eine unbewusste Befriedigung der Mutter durch Tadeln des Kindes sind als solche zu verstehen (vgl. ebd., S. 12f).

Die Deprivationsschäden werden durch Faktoren, wie dem Alter des Kindes bei Verlust der mütterlichen Betreuung, der Dauer der Deprivation oder der Intensität der Mutterentbehrung beeinflusst (vgl. ebd., S. 19). Demnach zeigen Kleinkinder, die nach einer sechs bis neun monatelangen glücklichen Mutterbeziehung von ihrer Mutter getrennt werden, ein typisches Verhalten. Sie sind schweigsam, ruhig und unglücklich, ohne eine Reaktion auf Anlächeln oder Anreden zu zeigen. Sie verfallen in eine Art Depression, die sich durch eine traurige Stimmung, Ängstlichkeit und Rückzug äußert. Kontaktversuche zu Fremden werden kaum

unternommen und ihr Tätigkeitsdrang ist reduziert. Die Kinder leiden häufig an gestörtem Schlaf und Appetitlosigkeit. Zudem nimmt ihre Infektionsneigung zu und ihre allgemeine Entwicklung verlangsamt sich deutlich (vgl. ebd., S. 23). Man gewann den Eindruck, dass die Kinder mit dem innigsten und glücklichsten Kontakt zur Mutter, am meisten unter der Deprivationssituation litten (vgl. ebd., S. 25). Erfolgt die Trennung im zweiten oder dritten Lebensjahr, so reagieren die Kinder mit heftigen Gefühlsreaktion und mit einer deutlichen Ablehnung der Ersatzmutter. Sie sind für Tage, Wochen und länger tief untröstlich und niedergeschlagen, was sich in aufgeregter Verzweiflung, sowie durch Ablehnung von Nahrung und Zärtlichkeit zeigt. Die Kinder finden mitunter erst bei völliger Erschöpfung Schlaf. Nach einigen Tagen folgt eine Phase der Apathie, aus der sich dann erst langsam ein Interesse an der neuen Umgebung einstellt. Über mehrere Wochen und Monate zeigen sich jedoch noch regressive Verhaltensweisen (vgl. ebd., S. 24f). Deprivationsforscher nehmen an, dass die schädlichen Folgen einer Mutterentbehrung zwischen dem dritten und fünften Lebensjahr etwas abnehmen, da Kinder dieser Altersgruppe bereits eine anfängliche Zeitvorstellung entwickelt haben und über eine Sprachfähigkeit verfügen, die einfache Erklärungen ermöglicht. Zudem nimmt man an, dass in diesem Alter eine größere Bereitschaft besteht, sich auf eine Mutterersatzperson einzustellen. Obwohl man davon ausgeht, dass bei Kindern über fünf Jahren die Gefahr, schwerwiegende Schäden davon zu tragen, noch weiter abnimmt, besitzen viele von ihnen trotzdem noch keine ausreichenden Fähigkeiten, sich an Trennungen befriedigend anzupassen, vor allem wenn diese plötzlich und unvorbereitet eintreten (vgl. ebd., S. 29). Während man davon ausgeht, dass alle Kinder unter drei Jahren und eine Mehrheit der drei bis fünf Jährigen durch Deprivation Schäden davon tragen, glaubt man, dass nur eine Minderheit der älteren Kinder und Jugendlichen durch Mutterentbehrung Schaden nimmt. Begründet wird diese Annahme damit, dass glückliche Kinder sich der Liebe ihrer Mutter gewiss sind und sie daher kaum unerträgliche Ängste ereilen. Dem gegenüber kann ein verunsichertes Kind, welches Zweifel an den positiven Gefühlen seiner Mutter hegt, Trennungen leichter missverstehen. Möglicherweise wird eine Trennung auf ein eigenes, vermeintliches Fehlverhalten zurückgeführt

und es entwickelt Ängste und Hass, wodurch seine Beziehungen zu den Eltern verstört und ein Teufelskreis in Gang gesetzt werden kann. Immer, unabhängig vom Alter, hängt daher viel davon ab, wie man ein Kind auf eine Trennung vorbereitet, wie es ihm währenddessen ergeht und wie sich seine Mutter nach seiner Rückkehr verhält (vgl. ebd., S. 31).

Um nun die Prozesse, Ursachen und Wirkungen von Deprivation besser verstehen und Handlungsleitlinien für die sozialpädagogische Arbeit spezifischer ableiten zu können, wird nachstehend das besondere Band zwischen einem Kind und seiner Hauptbezugsperson ausführlicher beleuchtet.

3 Die Bindungstheorie

Die Entbehrung der Mutter oder einer anderen Hauptbezugsperson ist ein schwerwiegender Risikofaktor für die kindliche Entwicklung. Demgegenüber kann eine positive Beziehung zu mindestens einem Elternteil oder einem anderen betreuenden Erwachsenen ein bedeutender Schutzfaktor sein. Um diese Erkenntnisse tiefergehend zu erhellen wurde, in der von John Bowlby entwickelten und von Mary Ainsworth und anderen zu einer Schule ausgebauten Bindungstheorie, die Entstehung und Wirkungsweise dieser einzigartigen Bindungsbeziehung eingehend erforscht (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 108).

Die Bindungstheorie geht davon aus, dass Bindung, als Fähigkeit zu intimen emotionalen Beziehungen, ein existentielles Bedürfnis des Menschen ist. Dieses begleitet und prägt seine Entwicklung ein Leben lang (vgl. ebd., S. 141, S. 166). Bindung ist eine Art emotionales Band, welches sich zwischen einem Kind und seinen Eltern oder anderen Hauptbezugspersonen entwickelt. Die Bereitschaft eine Bindung aufzubauen, ist vermutlich allen Kindern angeboren. Um die Herstellung von Nähe und der Verfügbarkeit einer Bindungsperson zu erleichtern, wird vom Kind Bindungsverhalten gezeigt, was sich beispielsweise im Weinen, Rufen, Lächeln, Anklammern oder Suchen und Nachfolgen äußert (vgl. ebd., S. 270). Erwachsene haben wiederum eine Tendenz zur Fürsorge gegenüber Säuglingen und Kleinkindern, wodurch der Umgang mit ihnen, während dem

intensiven Prozess des Beziehungsaufbaus, erleichtert wird. Die entstehende Beziehung soll dem Kind in belastenden und unangenehmen Situationen ein Gefühl von Sicherheit, Geborgenheit und Vertrauen geben. Dabei dienen die Bindungsverhaltensweisen des Kindes der Herstellung und Aufrechterhaltung von Nähe und der Verfügbarkeit der Bindungsperson. Bindungsrelevant sind dabei all jene Situationen, die ein Kind als belastend, überfordernd oder verunsichernd empfindet (vgl. ebd., S. 270f). Bindung ist also ein Verhaltenssystem welches, in Abhängigkeit von inneren Zuständen und äußeren Gegebenheiten, die Nähe und Distanz zur Bezugsperson reguliert und dem Kind hilft, sich emotional zu restabilisieren, indem es seine Bindungsperson als sichere Basis nutzt (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 157). In einer Bindungsbeziehung aktivieren und beenden sich zudem, das kindliche Bindungsverhaltenssystem und das elterliche Fürsorgeverhaltenssystem stets gegenseitig (vgl. ebd., S. 216). Gelingt es einem Kind, bei Angst oder Unsicherheit, durch sein Bindungsverhalten das Fürsorgeverhalten seiner Bezugsperson entsprechend zu aktivieren, so kann es diese als sicheren Hafen nutzen. Das auf diese Weise zurückerlangte Sicherheitsgefühl, ermöglicht ihm bald darauf wieder seine Umgebung sorgenfrei zu erkunden. In diesem ständig wiederkehrendem Vorgang stellen Bindung und Exploration zwei getrennte Verhaltenssysteme dar, die dennoch zusammen gehören. Sie wirken nicht gleichzeitig sondern wechseln sich ab. Ist das Bindungssystem aktiv, weil sich das Kind nicht wohl fühlt, so ruht derweil das Explorationssystem. Umgekehrt ruht das Bindungssystem, wenn das das Wohlbefinden und Sicherheitsgefühl wieder hergestellt und damit das Explorationssystem aktiviert ist. Die Bindungsperson dient bei diesem Wechselspiel immer als Sicherheitsbasis (vgl. ebd., S. 34). Das Gelingen einer flexiblen Bindungs-Explorations-Balance in den Beziehungen der Kindheit, ist dabei von elementarer Bedeutung für das effektive Funktionieren der Persönlichkeit und die geistige Gesundheit eines Menschen (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 141; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 297). Die jeweils verfügbare Sicherheit und die flexible Balance zwischen Sicherheit und Exploration sind demnach wichtige Basiskompetenzen für die weitere kindliche Entwicklung und können als Ressource einen wesentlichen Beitrag zur Bewältigung

emotionaler Belastungen und Verunsicherungen sowie von Entwicklungskrisen leisten (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 315).

Eine Bindungsbeziehung entwickelt sich stets in Phasen. Zunächst ist ein Kind nach seiner Geburt offen für verschiedene Bezugspersonen. Bis zum sechsten Monat seines Lebens lernt es bereits seine wichtigsten Bezugspersonen eindeutig zu erkennen und differenziert auf bekannte oder fremde Personen zu reagieren. Bis zum Ende des ersten Lebensjahres entsteht eine einzigartige Bindungsbeziehung. Ein Kind sucht dann gezielt die Nähe seiner Bindungsperson und lässt sich bei Belastungen nicht mehr von anderen trösten. Eine Trennung oder der Verlust einer Bindungsperson löst nun beim Kind unangenehme Gefühle aus, welche durch deutliche Reaktionen gezeigt werden. Bis zum dritten Lebensjahr entwickeln sich aus der spezifischen Bindung zu einer oder mehreren Bezugspersonen zielkorrigierte Partnerschaften (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 271; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 158). In dieser Phase berücksichtigt das Kind bei der Umsetzung eigener Pläne, immer mehr die Gefühle und Interessen seiner Bezugsperson. Es entwickelt Verständnis und Empathie, wird also zunehmend kompromissfähiger (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 302). In der Regel bindet sich ein Säugling nur an einige wenige, stabil verfügbare Personen. Meist wird dabei die am intensivsten versorgende Person zur Hauptbindungsperson. Die Erfahrungen, die ein Kind mit diesen Bezugspersonen macht, werden emotional tief verankert und haben für das innere Vertrauen des Kindes in sich und andere, für seinen Umgang mit Gefühlen und für den Aufbau neuer Beziehungen weitreichende Folgen (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 271f).

Betrachtet man die Qualität der Bindungsbeziehungen, so lassen sich bereits am Ende des ersten Lebensjahres Unterschiede beobachten. Diese Unterschiede hängen vor allem mit dem Fürsorgeverhalten der Bindungsperson zusammen. Von großer Bedeutung ist dabei die Feinfühligkeit der Bezugsperson, also deren Fähigkeit, sich in die altersgemäßen Bedürfnisse des Kindes hineinversetzen zu können, seine Signale wahrzunehmen, richtig zu verstehen und darauf prompt und angemessen zu reagieren (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 272; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 157). Erlebt ein Kind eine sehr feinfühligkeitsvolle Bindungsbeziehung, so bedeutet dies, dass es akzeptiert und wertgeschätzt wird, dass es

Nähe, körperliche Zuwendung und individuelle Förderung von seiner Bindungsperson erhält, wodurch sie zur sicheren Basis wird (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 272). Gelingt es einem Kind seine Bindungsperson als sichere Basis zu nutzen, so wird es ihm möglich, ein inneres Gefühl emotionaler Unterstützung und Sicherheit, sowie Urvertrauen zu entwickeln. Dieses Urvertrauen ermöglicht ihm, andere als liebend und sich selbst als liebenswert zu betrachten und zu erleben. Dabei stellt das Nutzen einer Bindungsperson als sichere Basis das zentrale Ziel von Bindungsprozessen dar (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 215, S. 317). Das Konzept der sicheren Basis, welches sowohl das Dienen als sichere Basis, wie auch das in Anspruch nehmen einer solchen beinhaltet, ist das Herzstück der Bindungstheorie (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 167). Eine feinfühlig Fürsorge ermöglicht einem Kind außerdem zu lernen, dass es mit seinen Signalen eine Wirkung auf seine soziale Umgebung haben kann, die ihm dabei hilft Unwohlsein zu vermeiden. Das auf diese Weise entwickelte Urvertrauen, die soziale Kompetenz und die Vorstellung liebenswert zu sein, sind damit all jene Komponenten, die einen wesentlichen Beitrag zur Bildung eines positiven Selbstwertgefühls darstellen (vgl. ebd., S. 272). Der Aufbau einer Bindungsbeziehung ist jedoch ein langwieriger Prozess, in dem Bindungspersonen nicht einfach beliebig austauschbar sind (vgl. ebd., S. 274). Sind solche Beziehungen einmal ausgebildet, so werden sie nie freiwillig oder vollständig wieder aufgegeben (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 53). Deshalb beeinflussen Trennungen und Abbrüche von Bindungsbeziehungen sowie massive Störungen dieser in besonderer Weise die sozio-emotionale Entwicklung und die Beziehungsfähigkeit von Kindern, wie die Deprivationsforschung eindrucksvoll belegt hat (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 274).

Durch die alltäglichen Erfahrungen, die ein Kind mit einer Bindungsperson macht, bilden sich unterschiedliche Erwartungen und Überzeugungen in Bezug auf die Verfügbarkeit der Bindungsperson aus, welche daraufhin verinnerlicht werden. Ausschlaggebend dafür sind die physische Erreichbarkeit und die Antwortbereitschaft, sowie die Offenheit der Kommunikation (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 317f). Diese durch Erinnerungen, Erwartungen und Bewertungen zur Wirksamkeit der Eltern als Beschützer erzeugten, bindungsrele-

vanten Erfahrungen gehen als mentale Repräsentationen in das sogenannte interne Arbeitsmodell von Bindung eines Kindes ein (vgl. ebd., S. 54f). Der Aufbau eines solchen Modells gehört zu den elementaren Aufgaben in der Entwicklung eines Menschen (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer/ 2012a, S. 176). Diese verinnerlichten Bindungserfahrungen, die in das eigene Selbst transformiert wurden steuern nun, in Form der inneren Arbeitsmodelle wiederum den Umgang des Individuums mit sich selbst sowie den Zugang zu seinen Gefühlen und werden beim Aufbau eigener Beziehungen handlungsleitend (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 315). Die internalen Arbeitsmodelle steuern zudem die Wahrnehmung, Bewertung und Vorhersage des Verhaltens seiner Bindungspersonen sowie des eigenen Selbst (vgl. ebd., S. 257). Dies ermöglicht dem Kind, sich aufgrund zurückliegender Erfahrungen, aktuell auf eine zu erwartende Situation einzustellen. Es wird also sein Verhalten sowie den Umgang mit eigenen Gefühlen, aufgrund seiner Einschätzungen über die Verlässlichkeit der Bindungsperson in Gefahrensituationen oder bei Unsicherheit, dementsprechend steuern (vgl. ebd., S. 258). Die Arbeitsmodelle helfen dem Kind, die Wirklichkeit zu simulieren und somit die Reaktionen seiner Bezugspersonen vorherzusehen, diese als berechenbar zu erleben und das Verhalten jener sinnvoll zu beeinflussen. Je mehr die Simulation der Wirklichkeit entspricht, umso optimaler ist das darauf basierende Verhalten angepasst. Zunächst werden zu den unterschiedlichen Bindungspersonen jeweils unterschiedliche Arbeitsmodelle entwickelt, welche erst später im Leben zu einem einheitlichen Modell integriert werden (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 176f).

Die internalen Arbeitsmodelle beeinflussen wesentlich die Art des Bindungsverhaltens und führen somit zu verschiedenen Bindungsmustern (vgl. ebd., S. 242). Diese Muster werden, vom frühen Kleinkindalter bis hin zum Erwachsenenalter, mit Hilfe standardisierter Beobachtungs- und Interviewmethoden klassifiziert (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 220). Zum Beispiel können Kinder am Ende des ersten Lebensjahres in der „Fremden Situation“ und Erwachsene durch das Erwachsenen-Bindungs-Interview (Adult Attachment Interview - AAI), meist einem spezifischen Bindungsmodell zugeordnet werden (vgl. ebd., S. 134, S. 182).

4 Bindungsmuster

Bindungsmuster entstehen in Abhängigkeit der Einfühlungsgabe einer Hauptbezugsperson und entwickeln sich, je nach Feinfühligkeit im Verhalten jener gegenüber dem Kind, zu einem spezifischen Bindungsmuster (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 112). Demnach lässt sich zu jedem Bindungsmuster auch ein reziprokes Fürsorgemuster zuordnen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 223). Die Anpassung des Kindes, an die Verhaltensweisen der Bindungsperson führt zu unterschiedlichen Strategien, die vor Schaden schützen und das Überleben sichern sollen. Die verschiedenen Bindungsmuster enthalten dabei jeweils unterschiedliche Strategien (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 112; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 127f). Diese werden in geordnete Bindungsstrategien (sicher, unsicher-vermeidend und unsicher-ambivalent), ungeordnete Strategien (desorganisiert) und fehlende Strategien unterschieden (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 177).

4.1 Organisiertes Bindungsmuster:

Kind - sicher/Erwachsener - sicher-autonom

Kennzeichnend für eine sichere Bindungsbeziehung ist, dass das Kind in einer emotional belastenden Situation seinen Kummer und Stress offen, differenziert und direkt in der betreffenden Beziehung ausdrückt und sich die nötige Zuwendung, Nähe und Sicherheit bei seiner jeweiligen Bindungsperson holen kann, die es zur inneren Beruhigung benötigt, wenn die eigenen Ressourcen bereits erschöpft sind. Durch seine bisherigen Erfahrungen besitzt es eine Grundsicherheit und das Vertrauen, dass seine Bezugsperson es versteht und seine Gefühle akzeptiert sowie ihm Beachtung schenkt und einführend reagieren wird (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 168f, S. 273).

In der „Fremden Situation“ spielt ein sicher gebundenes Kind, solange es nicht unter Stress steht, zufrieden und sucht, sobald es notwendig ist, nach Hilfe. Die Bezugsperson ist währenddessen dem Kind gegenüber aufmerksam, ohne

zudringlich zu sein. In Momenten kindlicher Belastung beispielsweise durch Trennung, können sich beide leicht gegenseitig annähern und miteinander interagieren. Da das Kind gelernt hat, in die zuverlässige Verfügbarkeit seiner Bindungsfigur zu vertrauen und sie als sichere Basis zu nutzen, kann körperlicher oder verbaler Kontakt, vorhersagbar und schnell das kindliche Bindungsverhalten sowie seinen emotionalen Stresszustand beenden und die kindliche Exploration wiederherstellen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 221; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 177).

Im Vergleich zu unsicher gebundenen Kindern scheint es sicher gebundenen Kindern mehr Spaß zu bereiten, schwierige Aufgaben zu lösen. Zudem scheinen sie eine größere Aufmerksamkeitsspanne zu haben und können ausdauernder und konzentrierter spielen. Im Hinblick auf Sozialkontakte mit Erwachsenen und Gleichaltrigen zeigen sie sich aufgeschlossener (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 47). Durch ein zunehmendes Vertrauen in seine eigenen sozialen Kompetenzen erwirbt ein sicher gebundenes Kind eine positive Vertrautheit mit sich selbst sowie eine Erwartungshaltung in soziale Beziehungen, die es, besonders in belastenden Momenten, als hilfreich erlebt. Dem Kind ist es leichter möglich befriedigende und wenig störungsanfällige Gleichaltrigenbeziehungen aufzubauen und Konflikte kompetent zu lösen. Durch die positive Einstellung zu sich selbst, ist es ihm zudem möglich, auch problematische Teile von sich zuzugeben. Durch die Gelegenheit, seine Bezugsperson als sichere Basis nutzen zu können, entwickeln sich die Fähigkeiten die notwendig sind, um zunächst für sich und später für andere, ebenfalls als sichere Basis dienen zu können (vgl. ebd., S. 168, S. 273). Sicher gebundenen Kindern ist es möglich mit den Gefühlen anderer mitzuschwingen sowie die Motive und Absichten ihrer Bezugsperson durch Achtsamkeit und Nachfrage zu erfahren (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 42). Fühlt sich ein Kind selbst liebenswert und kompetent durch seine Bindungssicherheit, so erleichtert ihm diese, eigene Entwicklungsziele zu verfolgen (vgl. ebd., S. 317). Sicher gebundene Jugendliche zeigen sich in ihrem Verhalten emotional flexibler und schaffen es ihre Gefühle besser zu regulieren als unsicher gebundene Jugendliche. Ihr Selbstbewusstsein und ihre Bindungsfähigkeit wurde durch den emotionalen Rückhalt, das Verständnis und die Fürsorge ihrer Eltern gestärkt (vgl.

Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 154).

Das sicher-autonome Modell eines Erwachsenen kann auf zweierlei Weise entstehen. Entweder liegt eine Bindungsgeschichte vor, die von Zuverlässigkeit und Sicherheit geprägt war, oder es wurde durch eine tiefgreifende Verarbeitung negativer Kindheitserlebnisse im Laufe des Lebens selbst erarbeitet (vgl. ebd., S. 177f).

Im Erwachsenen-Bindungs-Interview (AAI) sind Personen mit sicher-autonomer Bindungsrepräsentanz in der Lage, auch beim Berichten negativer Erfahrungen offen und klar über ihre Eltern zu sprechen. Durch das Ordnen ihrer Gefühle schaffen sie es, sich auf das Gespräch zu konzentrieren, ohne vom Thema abzuschweifen oder Kummer zu bagatellisieren (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 135). Sie können ihre Beziehungserinnerungen mit Emotionen verknüpfen und haben einen guten Zugang zu ihren positiven und negativen Gefühlen, wodurch es ihnen möglich wird, auch negative Erfahrungen in eine positive Grundhaltung zu integrieren (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 167; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 178). Bindungen und die damit verbundenen Erfahrungen erhalten bei diesen Menschen einen hohen Stellenwert und werden als wesentlich für ihre Entwicklung gesehen (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 178). Sie haben gelernt, dass sie es wert sind von anderen geschätzt und geliebt zu werden und dass man Unterstützung von ihnen erhalten kann, wenn man um Hilfe bittet (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 41).

Ein sicheres Bindungsmodell gilt als Basiskompetenz zur Bewältigung unterschiedlichster Entwicklungsthemen und als wichtiger Schutzfaktor für die soziale sowie emotionale Entwicklung eines Menschen (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 141).

4.2 Unsichere Bindungen

Unsicher gebundene Kinder hingegen können in bindungsrelevanten Situationen nicht das nötige Vertrauen in ihre Bezugsperson entwickeln, da sie zurückgewiesen oder in ihren Bedürfnissen ignoriert werden. Sie erhalten nur unzureichende

oder unangemessene Hilfe und Fürsorge innerhalb ihrer Bindungsbeziehungen und können die Bindungsfigur weder zur Regulation ihrer negativen Gefühle, noch als sichere Basis effizient nutzen. Ihr Verhalten kann daher als Strategie, dennoch den Erwartungen ihrer Bindungsperson zu entsprechen und mit jenen Erfahrungen umgehen zu können, verstanden werden. Diese Kinder laufen jedoch Gefahr, nur wenige oder unbefriedigende Gleichaltrigenkontakte aufbauen zu können. Zudem fördern unsichere Bindungsmodelle die Entwicklung eines negativ gefärbten Selbstbildes und einer tendenziell eher pessimistischen Weltansicht und erschweren den Aufbau eines gesunden Selbstvertrauens.

Dennoch gilt unsichere Bindung nicht als psychopathologisch, sondern kann, vor allem wenn weitere belastende Erfahrungen hinzukommen, zum Risikofaktor für die sozio-emotionale Kindesentwicklung werden und auf diesem Wege zu Problemen führen (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 47, S. 273f; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 244; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 252).

4.2.1 Organisiertes Bindungsmuster:

Kind - unsicher-vermeidend/Erwachsener - abwehrend-distanziert

In der „Fremden Situation“ wurde beobachtet, dass ein als unsicher-vermeidend klassifiziertes Kind, wenn es sich nicht beunruhigt fühlt, zunächst unbesorgt spielt. Währenddessen werden zwischen dem Kind und der Bezugsperson nur wenig gemeinsame Blicke ausgetauscht. Gespräche und die gemeinsame Aufmerksamkeit drehen sich weniger um persönliche Themen, sondern sind eher leistungsorientiert. Die Bindungsperson ist geneigt, sich aus dem Spiel des Kindes herauszuhalten oder es ein wenig zu kompetenten Leistungen zu drängen. Die intime Bindungs-Fürsorge-Interaktion wird dabei tendenziell von beiden Partnern zu minimieren versucht, während die kindliche Exploration eher überbetont wird. Gerät das Kind leicht unter Stress, wird demnach von beiden Seiten, anstatt die Aufmerksamkeit auf die Spannung zu lenken und diese aufzulösen, eher versucht sie zu übergehen. Im Allgemeinen ist die Bindungsperson eher bestrebt, die Verantwortung zu übernehmen und hat mitunter übermäßig hohe Erwartungen an

das Verhalten des Kindes (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 221f). Auf Gefühls- und Bedürfnisäußerungen des Kindes reagiert sie wenig feinfühlig und zieht sich eher zurück oder tadelt. Sie ist geneigt, so wenig wie möglich Körperkontakt herzustellen oder diesen für das Kind weniger erfreulich zu gestalten (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 273).

Die unsicher-vermeidend gebundenen Kinder zeigen in Trennungssituationen nur wenig Zeichen von Betroffenheit und Disstress. Bei der Wiedervereinigung beachten sie ihre Bezugsperson kaum oder vermeiden sogar die Nähe und den Kontakt zu ihr. Aus Angst vor einer Erhöhung der Unsicherheit durch Zurückweisung versuchen sie, ihre negativen Emotionen und Bindungsbedürfnisse zu unterdrücken oder zu verbergen, um ein gewisses Maß an Nähe nicht zu gefährden (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 300; Suess/Pfeifer 2003, S. 144). In Situationen von Unsicherheit kommt es daher zu einer Erhöhung des kindlichen Explorationsverhaltens, um die Aufmerksamkeit von der emotionalen Belastung weg zu lenken (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 227). Die direkte Kommunikation zwischen den Beziehungspartnern bricht dabei zusammen (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 169). Eine flexible Nähe-Distanzregulation ist für diese Kinder daher eher schwierig und eine Integration ihrer negativen Gefühle in eine positive Erwartungshaltung nicht möglich (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 300; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 179). Da jene Kinder recht zuverlässig die zurückweisenden Reaktionen ihrer Bindungsperson auf negative Gefühlsäußerungen vorhersagen können, erleichtert ihnen die Vermeidungsstrategie, das Zurückweisungsrisiko zu minimieren und die Nähe zu ihrer Bindungsperson optimal zu regulieren (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 179). Es kommt zur Vermeidung im Dienste der Nähe (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 169). Dieses unsicher-vermeidende Arbeitsmodell fällt bei sechsjährigen Kindern vor allem durch angespannte Vorsicht auf. Ein solches Kind spricht höflich aber distanziert zur Bindungsperson und beschränkt seine kurzen Antworten auf das Nötigste. Sein sprachlicher Zugang zu eigenen Emotionen ist dabei zusätzlich eingeschränkt. Ein flüssiger Dialog entsteht hier eher nicht (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 179; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 42).

Unsicher-vermeidend klassifizierte Jugendliche neigen zur Betonung ihrer eigenen Stärke und Unabhängigkeit und zum Überspielen eigener Gefühle und Unsicherheiten. Aus Angst vor Zurückweisung und Beschämung sind sie in Gleichaltrigenbeziehungen gehindert Intimitäten zuzulassen und ihre Gefühle anderen anzuvertrauen. Sie tendieren zudem bei konflikthafter Themen zur Idealisierung und Verleugnung dieser. Dies zeigt sich auch in ihren Partnerschaften, in denen Spaß und Unternehmungsgeist gesucht wird, aber gegenseitige Fürsorgebereitschaft fehlt (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 155).

Erwachsene, die diesem Bindungsmodell zugeordnet wurden, wirken sehr distanziert gegenüber Beziehungsthemen und erinnern sich kaum an Ereignisse und Gefühle aus ihrer Kindheit. Wenn sie sich an Erlebnisse erinnern, so können sie meist nicht nachempfinden was sie damals gefühlt haben oder leugnen in idealisierender Weise ihre negativen Emotionen und die Auswirkungen ihrer Erfahrungen. Sehr häufig wird ein idealisiertes Bild der Eltern geäußert, während Widersprüche zwischen diesem Elternbild und Zurückweisungserfahrungen erinnerter Episoden von ihnen nicht erkannt werden. Sie haben aus Angst vor Zurückweisung gelernt, ihre Gefühle zu verdrängen. Bindungen und die Nähe zu anderen scheint ihnen wenig zu bedeuten. Sie halten sich für starke, unabhängige Menschen. Mitunter kommt es bei ihnen jedoch auch zu unrealistischen Idealisierungen oder zur Abwertung der eigenen Person, ihrer Bindungspersonen und von Umweltbedingungen. Ihre hohe Wahrnehmungsschwelle für negative Gefühle erschwert ihnen in belastenden Situationen eine adäquate, realistische Bewertung und Bewältigung dieser. Ebenso wie ihre Beziehung zu den eigenen Bindungspersonen gefühlsleer scheint, neigen sie dazu, als Eltern emotional unzugänglich oder für Hinweise von Belastung und Unsicherheit ihrer Kinder nicht empfänglich zu sein (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S.135, S. 160, S. 167; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 179f).

Das Problematische für die Menschen mit einer unsicher-vermeidenden Bindungshaltung ist, dass sie in schwierigen Lebenssituationen glauben, mit allem allein fertig werden zu können. Sie ziehen sich eher zurück, obwohl einige Probleme auf diese Weise nicht zu bewältigen sind. Besonders in Krisen gelingt es dann nicht den nötigen Schutz und die gegenseitige Fürsorge innerhalb einer

Beziehung zu gewähren. Eine der wichtigsten Regulativen, für eine anpassungsorientierte, flexible Beziehungsgestaltung ist der offene Gefühlsaustausch. Doch dadurch, dass unsicher-vermeidend gebundene Menschen gelernt haben, ihre unangenehmen Emotionen zu unterdrücken, sind diese teilweise nicht mehr spürbar. Deshalb werden mitunter auf Dauer lebendige Beziehungen und die Veränderung vermeidender Strukturen verhindert und es kommt zur Zunahme von Fehlwahrnehmungen und Fehlzuschreibungen der Interaktionspartner (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 144f).

4.2.2 Organisiertes Bindungsmuster:

Kind - unsicher-ambivalent/Erwachsener - verwickelt-verstrickt

Kinder, bei denen das Bindungsmuster unsicher-ambivalent klassifiziert wird, können kaum zuverlässig vorhersehen, wie sich ihre Bindungsperson verhalten wird. Daher zeigen sie ein sehr intensives Bindungsverhalten, um das Fürsorgeverhalten der Bindungsperson zuverlässiger zu aktivieren. In der „Fremden Situation“ ist ihr Bindungssystem oft schon wegen der ungewohnten Umgebung stark aktiviert. Bereits vor der Trennung suchen sie daher schon die Nähe ihrer Bezugsperson. Diese chronische Aktivierung ihres Bindungssystems schränkt ihr Explorationsverhalten stark ein (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 178). Die Überbetonung der kindlichen Abhängigkeit von seiner Bezugsperson sowie die relative Unfähigkeit selbstständig zu erkunden, wird von beiden Beziehungspartnern betont und führt auf Seiten der Bindungsperson zu einem Überengagement in Hinblick auf verschiedene Aktivitäten des Kindes. Dies zeigt sich beispielsweise im Stören und Einmischen in aktuelle Stimmungen und Interessen der Kinder. Mitunter fördert die Bezugsperson sogar die leicht aktivierbare Belastung und das Bindungsverhalten des Kindes, weil sie sich, wenn sie gebraucht wird, selbst besser fühlt. Da beide Partner sich gegenseitig in Aktivitäten, Gespräche und Gedanken des anderen hineindrängen, sind sowohl das Spiel als auch die Bindungs-Fürsorge-Interaktionen von Konflikten und Ambivalenz gezeichnet. Treten Konflikte auf, so wird häufig die Aufmerksamkeit

auf andere Themen verschoben um sie zu beenden, anstatt eine Lösung zu suchen. Wird jedoch ein Konfliktlösungsversuch unternommen, so führt dieser eher zu weiteren Auseinandersetzungen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 135f, S. 222).

Kommt es zu einer Trennung, so reagieren diese Kinder verzweifelt und zeigen eine besonders starke Belastung. Kehrt die vermisste Person zurück, so kommt es zu widersprüchlichen Verhaltensweisen. Ihr ambivalentes Verhalten äußert sich beispielsweise im Suchen nach Nähe bei der Bindungsperson, während sie gleichzeitig ärgerlich und wütend auf diese sind (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 178; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 300). Das Bindungsverhalten des Kindes lässt sich durch Nähe oder Gespräche mit seiner Bezugsperson eher nicht beenden. Vielmehr bleibt das Kind ständig bei ihr und schafft es nicht zum Erkunden zurückzukehren (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 222). Da die Bindungspersonen bei Unsicherheiten des Kindes manchmal nicht, ein anderes mal höchst einfühlsam reagieren, was allerdings auch mit dem allgemeinen Lebensstress oder dem Temperament des Kindes zusammenhängen kann, führen diese widersprüchlichen Erfahrungen zu jener Verhaltensstrategie. Unsicher-ambivalent gebundenen Kindern fällt es schwer, ihre Bindungspersonen zur emotionalen Stabilisierung und demnach als sichere Basis zu nutzen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 158; Suess/Pfeifer 2003, S. 169). Ihre negativen Emotionen können sie nicht auf ein positives Ziel hin integrieren, da keine positiven Erwartungshaltungen von ihnen aufgebaut wurden. Aufgrund der schlechten Vorhersagbarkeit der Reaktionen ihrer Bindungspersonen wirken diese Kinder noch lange unreif und zeigen sich beispielsweise mit sechs Jahren noch immer sehr ängstlich und kleinkindhaft. Selbst kurze Trennungen werden weiterhin als starke Bedrohung wahrgenommen (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 178).

Jugendliche mit diesem inneren Arbeitsmodell neigen aufgrund ihres wenig autonomen und abgegrenzten Selbstbewusstseins, zu frühem Eingehen fester Partnerschaftsbindungen, mitunter auch um aus dem Elternhaushalt zu flüchten. In diesen Beziehungen kommt es erneut zu exzessiver Erörterung von Gefühlen und Problemen, ohne Regulation oder Lösungsorientierung (vgl. ebd., S. 155).

Erwachsene mit einer verwickelt-verstrickten Bindungsrepräsentanz tauchen manchmal so tief in Bindungsthemen ein, dass es ihnen schwer fällt, kohärent darüber zu berichten (vgl. ebd., S. 178). Unstimmigkeiten in ihren Aussagen werden von ihnen selbst dabei nicht bewusst wahrgenommen (vgl. ebd., S. 179). Vor allem negative Gefühle spielen bei den Bindungserinnerungen eine sehr zentrale Rolle. Emotionen berichteter Ereignisse werden sehr intensiv nacherlebt, können jedoch in das Gesamterleben nur sehr schwer eingeordnet, beziehungsweise integriert werden (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 167). Manchmal scheinen diese Menschen in ihren zurückliegenden Erfahrungen zu verweilen oder von Erinnerungen an diese überschwemmt zu werden. In Erzählungen pendelt dann beispielsweise die Beschreibung der eigenen Mutter zwischen schrecklich und perfekt hin und her oder man verliert sich letztendlich in Belanglosigkeiten (vgl. ebd., S. 135).

Dieses unsicher-verwickelte Arbeitsmodell ist von Verstricktheit in früheren Beziehungen gekennzeichnet und bringt darauf bezogene Verwirrungen, Widersprüchlichkeiten und Ärger zum Ausdruck. Diesen Menschen gelingt es kaum objektiv über ihre Beziehungen und deren Einflüsse zu sprechen. Zudem werden ihre Bewältigungsmöglichkeiten durch die Dominanz und geringe Integration emotionaler Prozesse in belastenden Situationen eingeschränkt (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 178f; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 160).

4.2.3 Unorganisiertes Bindungsmuster:

Kind - desorganisiert-desorientiert/Erwachsener - unverarbeitet-desorganisiert

Desorganisiertes Bindungsverhalten kann als weitere Dimension, zusätzlich zu den Bindungsmustern sicher, unsicher-vermeidend und unsicher-ambivalent, aber auch bei nicht klassifizierbaren Kindern auftreten (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 158, S. 301).

Auslösende Ursache für die Entwicklung eines desorganisierten Modells sind vor allem Deprivationserfahrungen wie der Verlust einer Bindungsperson durch Tod,

Trennungen oder Scheidungen sowie Situationen, in denen Kinder bei Belastung ihre Bezugsperson nicht als Quelle von Sicherheit nutzen konnten, da sie von ihr zurückgewiesen, verlassen oder vernachlässigt wurden. Charakteristisch ist dieses Arbeitsmodell auch für Kinder, denen von ihrer Bezugsperson wiederholt eine Trennung angedroht oder die von ihr misshandelt oder missbraucht wurden. Dennoch führen derartige Erfahrungen nicht zwangsläufig zu Desorganisation, sondern vielmehr deren mangelnde Verarbeitung (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 137f; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 230).

Daher nimmt man an, dass Desorganisation bei Kindern auch aufgrund bindungsrelevanter Probleme der Bindungsperson, wie etwa eigene Trauer, selbst erlebter Missbrauch oder andere traumatische Ereignisse, entstehen kann. Das Bindungssystem der Bezugsperson bleibt aufgrund unzureichender Verarbeitung dessen aktiviert, wodurch es ihr nur eingeschränkt möglich ist feinfühlig Fürsorge zu gewährleisten (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 180).

Selbst in Kontexten, die normalerweise nicht mit Angst in Verbindung gebracht werden, sind das Kind und seine Bezugsperson im gemeinsamen Umgang häufig ängstlich. In Situationen, in denen das Kind Bindungsverhalten zeigt, verhält sich die Bindungsperson oft selbst geängstigt oder ängstigend, während sie ihre fürsorgende Rolle aufgibt (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 224). Auf diesem Wege wird eine beängstigende Bindungsperson für das Kind sowohl zur Quelle von Trost als auch zur Quelle von Angst. Das Kind erlebt einen Annäherungs-Vermeidungs-Konflikt, durch die sich widersprechenden Tendenzen zu seiner Bindungsperson hin, aber auch weglaufen zu wollen, was zu einer Erfahrung von Furcht ohne Auflösung wird. Derartige Erfahrungen führen schließlich zu einem Zusammenbruch der kindlichen Verhaltensstrategien (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 138; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 180). In Folge dessen zeigt das Kind sehr wahrscheinlich Bewegungen und Verhaltensweisen, die unterbrochen, unvollständig, ungeordnet oder falsch angepasst sind und sich widersprechen können. Zudem können direkte Zeichen von Angst und Verwirrung sowie Erstarren beobachtet werden (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 139, S. 158, S. 301).

Die Kleinkinder schaffen es längere Zeit nicht, ihre Erwartungen an die Bindungs-

figur in einem inneren Arbeitsmodell abzubilden und können daher keine klare Bindungsstrategie ausbilden. Nach einiger Zeit schaffen sie es jedoch, sich der Stimmung ihrer Fürsorgeperson sehr klar bewusst zu werden und verfolgen sehr vorsichtig deren Verhalten. In Interaktionen mit starker Gefühlsbeteiligung wird eine kontrollierende Strategie entwickelt und es kommt daraufhin häufig zu einem Rollentausch. Das Kind zeigt entweder überfürsorgliches Verhalten, indem es sich für das Wohlergehen seiner Bindungsperson verantwortlich fühlt und beispielsweise versucht ihre Belastung zu mildern, deren Verhalten und Alltagsabläufe zu organisieren oder Entscheidungen für sie zu treffen. Es kann aber ebenso ein strafend-kontrollierendes Verhalten zeigen, indem es seine Bindungsperson attackiert, zurückweist, sie erniedrigt oder ihr seinen Willen aufzwingt (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 180; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 224f, S. 322). Beide Verhaltensformen werden als fragile Strategien betrachtet, mit denen das Kind versucht, die Desorganisation zu bewältigen und die Nähe zur Bindungsperson zu erhalten (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 238). Kurzfristig betrachtet stellt dies eine gute Anpassung dar, da somit die Wahrscheinlichkeit der Verfügbarkeit und Antwortbereitschaft der Bindungsperson erhöht werden kann (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 225). Trotz der Rollenumkehr haben diese Kinder jedoch weiterhin Sehnsucht nach Berücksichtigung ihrer Bindungsbedürfnisse, verfügen nur über ein geringes Selbstvertrauen und haben Angst (vgl. ebd., S. 322). Da die Bindungsperson nicht fähig ist, dem Kind bei der Affektregulation behilflich zu sein, hat es nicht gelernt, negative Emotionen zu regulieren. Diese unausgewogene Bindungsdynamik wird vom Kind internalisiert und kann dazu führen, dass sie in anderen, zukünftigen Beziehungen fortgesetzt wird (vgl. ebd., S. 139).

Desorganisiert gebundene Kinder laufen Gefahr auch in ihrer Zukunft eher unbefriedigende, zwischenmenschliche Beziehungen einzugehen oder sogar ernstzunehmende, psychopathologische Erkrankungen zu entwickeln (vgl. ebd., S. 125). Bereits im Kindergartenalter zeigen sie öfter Aggressivität, Rückzug und Selbstisolation oder Umgangsformen mit Gleichaltrigen, die seltsam, unzusammenhängend oder belästigend sind (vgl. ebd., S. 126). Wird dieses desorganisierte, innere Arbeitsmodell nicht bearbeitet, so kann man mit einer hohen Wahrscheinlichkeit

davon ausgehen, dass es in die nächste Generation übertragen wird, wenn das Kind als Elternteil selbst zur Bindungsfigur wird (vgl. ebd., S. 224f).

Erwachsene, die ein unverarbeitet-desorganisiertes Arbeitsmodell haben, fallen beim Erwachsenen-Bindungs-Interview durch gedankliche und verbale Inkohärenz und Irrationalitäten beim Berichten traumatischer Erfahrungen, wie beispielsweise von Verlusterlebnissen durch Trennung oder Tod sowie eines selbst erlebten Missbrauchs auf (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 160; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 180). Während sie über derartige Erlebnisse sprechen, unterbrechen sie mitunter ihren Satz durch Schweigen und fahren einfach später fort, ohne diese Unterbrechung selbst zu bemerken oder beenden wichtige Sätze nicht, sondern brechen mitten im Satz ab und fahren mit etwas anderem fort. Einige wechseln plötzlich zu komischen oder poetischen Formulierungen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 136). Mitunter kommt es zu ängstlichen oder irrationalen Schilderungen früher, bindungsrelevanter Verluste oder traumatischer Erfahrungen, die sich beispielsweise in irrationalen Vorstellungen über ein eigenes Verschulden eines Todesfalls oder durch logische Fehler, wie uneindeutigen Orts- und Zeitangaben von Todesfällen äußern (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 205).

Sind desorganisierte Erwachsene zugleich Bindungsperson für ein Kind, so bestimmen Faktoren wie der Verwandtschaftsgrad und der Verlustzeitpunkt des eigenen frühen Verlustes einer wichtigen Bindungsperson möglicherweise mit, ob der unverarbeitete seelische Zustand dieser Person auch ihr Elternverhalten beeinflussen wird (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 142).

Als Elternteil verhält sich der desorganisierte Erwachsene oft hilflos und verängstigt, während er manchmal darauf angewiesen scheint, dass das Kind die Interaktion bestimmt. Mitunter bettelt er beim Kind um Zuneigungszeichen, die jedoch oft zu Zurückweisung durch das Kind führen. Andersherum kann sich der Erwachsene auch bedrohlich und furchterregend verhalten, indem er etwa plötzliche Bewegungen, unvorhersagbare grobe Gesten oder seltsame Interaktionswechsel während des Sprechens zeigt oder die Umgebung als höchst furchterregend beschreibt. Auch Einsprengsel tranceartiger Zustände können im Verhalten dieser Erwachsenen beobachtet werden. Zudem können verbale

Mitteilungen eines desorganisierten Elternteiles zu seinem Gefühlsausdruck oder seinem Verhalten inkongruent sein. In einer von Desorganisation gefärbten Bindungsbeziehung kann es zu Rollenkonfusion und -umkehrung, auch mit sexualisiertem Kontakt zum Kind sowie zu physisch und verbal eingreifendem und grenzverletzendem Erziehungsverhalten oder zum physischen und verbalen Rückzug des Elternteiles kommen. Der Beziehungsprozess ist von Feindseligkeit und Hilflosigkeit gezeichnet (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 127; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 322).

5 Bindungsstörung

Im Allgemeinen geht man davon aus, dass eine sichere Bindung als Schutzfaktor sowie eine unsichere Bindung als fehlender Schutzfaktor für die gesunde Entwicklung eines Kindes angesehen werden kann. Eine desorganisierte Bindung stellt eher einen Risikofaktor dar, hat aber an sich noch keinen Krankheitswert. Kann ein Kind jedoch überhaupt keine, nicht einmal eine unsichere Bindungsstrategie entwickeln, so entsteht auf diesem Wege eine Bindungsstörung, welche durchaus als pathologisch gelten kann. Menschen mit einer Bindungsstörung lassen sich daher weder als Kind noch als Jugendlicher oder Erwachsener, in einem der Verfahren zur Klassifikation von Bindungsmodellen zuordnen (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S.175, S. 181f).

Bindungsstörungen können sich sehr unterschiedlich äußern. Zum Beispiel gibt es die fehlende Bindung, bei der keine Bindungsfigur als sichere Basis genutzt wird. Das betroffene Kind scheint entweder blockiert und zurückgezogen oder aber distanzlos zu sein, indem es weder fremde noch bekannte Personen bevorzugt. Störungen der Bindungs-Explorations-Balance zeigen sich einerseits durch extreme Anhänglichkeit, bei der Kinder exzessiv klammern oder zwanghaft folgsam sind und kein Erkundungsverhalten zeigen. Andererseits gibt es Formen, bei denen sich die Kinder jederzeit trennen und sich selbst unbekümmert gefährden, ohne in Gefahrensituationen eine Bindungsperson zu nutzen. Eine Bindungsstörung kann aber auch dann vorliegen, wenn ein Kind sich seiner

Bindungsfigur sehr stark zuwendet und sehr um sie besorgt ist, während es seine eigenen Interessen völlig vernachlässigt und es somit zu einer Rollenumkehr kommt (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 323; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 181).

In der klinischen Arbeit geht man davon aus, dass Kinder vor allem dann nicht fähig sind ein stabiles Arbeitsmodell von Bindung aufzubauen, wenn sie in besonders schwierigen, psychosozialen Verhältnissen, die von oft wechselnden oder extrem unzuverlässigen Bezugspersonen sowie von Gewalt und Vernachlässigung gekennzeichnet sind, aufwachsen. Durch die Unberechenbarkeit ihres täglichen Lebens schaffen sie es nicht, Erwartungshaltungen in Bezug auf Umweltreaktionen zu entwickeln und daraufhin die Wirklichkeit zu simulieren.

Werden diese Kinder immer wieder in unterschiedlichen Jugendhilfeeinrichtungen untergebracht, sind sie erneut mit ständig wechselndem Betreuungspersonal konfrontiert. Auf diese Weise lernen sie zwar verschiedene Bindungsstrategien im Ansatz, sind aber nicht in der Lage, ihre Erfahrungen langfristig zu integrieren. In Folge dessen erhalten sie ein sprunghaftes und unberechenbares Bindungsverhalten, wodurch selbst für professionelles Betreuungspersonal der Umgang mit ihnen erschwert wird und sich dadurch nicht selten weitere Enttäuschungen für diese Kinder anschließen (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 182).

6 Transgenerationale Übertragung von Bindungsmustern

Personen die Bindungsfigur für ein Kind sind, besitzen selbst eine spezifische innere Bindungseinstellung, die durch verschiedenste, eigene Erfahrungen entstanden ist. Diese beeinflusst maßgeblich das Verhalten gegenüber dem Kind, welches sich dann, in Abhängigkeit von der Vorhersagbarkeit und Angemessenheit des Verhaltens, darauf einstellt und an die jeweilige Bindungsfigur angepasst, ein eigenes Bindungsmodell entwickelt (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 110f). Einige Mütter oder Väter idealisieren die Beziehungen zu ihren Eltern, verdrängen ihre negativen Kindheitserinnerungen oder erinnern sich zwar, können diese aber nicht stimmig in ihre Gesamtpersönlichkeit integrieren. Werden jedoch die eigenen

Kindheitserfahrungen nicht kritisch reflektiert, so erhöht sich die Wahrscheinlichkeit der Weitergabe unsicherer Bindungsbeziehungen über die Kinder an die jeweils nachfolgenden Generationen (vgl. ebd., S. 170f). Zusätzlich zu dieser Weitergabendeckung von Bindungsmustern innerhalb bestimmter Beziehungen, neigen Menschen auch dazu, aktiv eine soziale Umgebung herzustellen, die zu den eigenen Bindungsmodellen stimmig ist, wodurch eine Kontinuität über Generationen begünstigt wird und sich Veränderungen nicht ohne weiteres einstellen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 220; Suess/Pfeifer 2003, S. 171).

7 Kontinuität und Veränderbarkeit von Bindungsmustern

Betrachtet man die Bindungsentwicklung von Kindern, so lässt sich weitgehend eine hohe Kontinuität ihrer Bindungsmuster feststellen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 258). Die von einem älteren Kind einmal verinnerlichten Selbst- und Objektrepräsentanzen neigen dazu, sich relativ unabhängig vom aktuellen Verhalten seiner Bindungspersonen zu verstärken und zu stabilisieren, wodurch es schwierig scheint, entsprechende Phantasien und Repräsentanzen zu verändern (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 42f). Bleiben zudem die Lebensumstände und die Betreuungssituation relativ konstant, können die Bindungsmuster eines Kindes kontinuierlich bis zum Erwachsenenalter erhalten bleiben (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 153; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 258). Dennoch gibt es sensible Phasen, in denen durch Reifungsprozesse oder bedeutende Lebensveränderungen die Bindungsqualitäten eher wandelbar sind (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 88). Die inneren Arbeitsmodelle beeinflussen zwar die Art und Weise wie neue Beziehungserfahrungen gestaltet werden, doch sie entwickeln sich, aufgrund ständiger Rückkopplungsprozesse mit aktuellen realen Beziehungserlebnissen auch weiter (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 73; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 257). Beispielsweise gestalten Kinder ihre Umwelt aktiv mit, indem sie ihre Bindungsmodelle in verschiedene soziale Situationen hineintragen. Werden die kindlichen Erwartungshaltungen dadurch

wiederholt bestätigt, so führt dies zu Kontinuität. Werden sie jedoch in sozialen Beziehungen immer wieder nicht erfüllt, so wirkt dies der Kontinuität entgegen und eine Veränderung wird möglich (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 170). Demnach können neue Erfahrungen mit Bezugspersonen, ebenso wie die wachsende Fähigkeit zur Selbstreflexion, zur Veränderung internaler Arbeitsmodelle beitragen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 303). Frühe Repräsentationsmuster sind also nicht autonom stabil, sondern unter anderem durch kritische Lebensereignisse veränderbar. Doch selbst wenn sich ein Bindungsmuster wandelt, haben sowohl frühkindliche Bindungsrepräsentanzen, als auch jene des Jugendalters noch Auswirkungen auf die Persönlichkeit eines Menschen (vgl. ebd., S. 259).

Die Lebensphase der Adoleszenz bietet vor allem durch die wachsende Mentalisierungsfähigkeit eines Jugendlichen Veränderungspotential. Ein Jugendlicher ist zunehmend fähiger, seine Perspektivenübernahme zu erweitern und sich von seinem eigenen Erleben zu distanzieren, um es von außen zu betrachten. Dadurch wird auch ein komplexeres Verständnis für mentale Zustände ermöglicht. Auf diese Weise können eigene Bindungserfahrungen neu bewertet und die inneren Arbeitsmodelle reorganisiert werden (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 157). Durch die wachsende Fähigkeit, sich in die Perspektive anderer hineinversetzen zu können, werden deren Handlungsmotive verständlicher und gegenseitiges Verständnis kann wachsen. Ist jedoch die Mentalisierungsfähigkeit eines Jugendlichen geschwächt und fehlt es ihm an Unterstützung durch seine Bezugspersonen oder sein soziales Umfeld, so kann die weitere Entwicklung problematisch verlaufen (vgl. ebd., S. 158f).

Die Adoleszenz kann also, aufgrund der gereiften reflexiven Fähigkeiten und der erhöhten Bereitschaft neue Beziehungserfahrungen zu machen, als günstiger Lebensabschnitt betrachtet werden, in dem außenstehende Bezugspersonen einen nachhaltigen Einfluss auf die Bewältigung von Krisen oder traumatischen Erfahrungen eines Jugendlichen haben können. Doch oft ist bei bereits vorliegenden Störungen, der Zugang zu ihrem inneren Erleben erschwert (vgl. ebd., S. 161).

Bindungsqualitäten lassen sich also sowohl durch negative, als auch durch positive Beziehungserfahrungen im Entwicklungsverlauf verändern. Daher ist es

einerseits möglich, dass ein sicher gebundenes Kind durch traumatische Erlebnisse derart erschüttert wird, dass sich sein inneres Arbeitsmodell transformiert und es im Jugendalter eine unsichere Bindungsrepräsentanz aufweist, aber sich andererseits auch ein unsicheres Bindungsmuster durch korrektive Beziehungserfahrungen zu einer sicheren Bindungsrepräsentanz wandeln kann (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 73). Dies zeigte sich beispielsweise bei Erwachsenen, die als sicher-autonom eingestuft wurden, aber einen unsicheren Bindungshintergrund besaßen. Durch heilsame Beziehungserfahrungen und kritisches Reflektieren eigener negativer Kindheitserinnerungen sowie die Integration dieser in die eigene Persönlichkeit, konnte das ursprüngliche Bindungsmodell verändert und ein sicheres Modell aktiv erarbeitet werden (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 170; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 260). Dennoch kann es vor allem in Krisenzeiten für die Menschen mit einem von unsicher zu sicher modifizierten Arbeitsmodell schwierig sein, diese innere Sicherheit aufrecht zu erhalten. Es kann demnach immer wieder Situationen geben, in denen sie sich von Bindungssicherheit entfernen und zu unsicheren Zuständen wechseln (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 261; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 98). Geht man nun davon aus, dass Bindungsmuster nicht notwendigerweise konstant, sondern auch veränderbar sind, so könnte das Verständnis für diese Modifikationsprozesse als Grundlage effektiver Hilfen dienen und zugleich Interventionen unterschiedlicher Art rechtfertigen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 260).

8 Umsetzungsmöglichkeiten bindungstheoretischer Erkenntnisse in der Sozialpädagogischen Familienhilfe

Die Sozialpädagogische Familienhilfe hat neben der Verbesserung der allgemeinen Lebenssituation von Familien und deren Mitgliedern durch beispielsweise die Optimierung von Wohnverhältnissen, der finanziellen Lage oder durch soziale Vernetzung und Teilhabe sowie Hilfe in akuten Krisensituationen, vor allem die Aufgabe kindeswohlgerichte Entwicklungsbedingungen aktiv zu fördern (vgl.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1997, S. 91; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 263). Dabei stellt das Wissen über Risiko- und Schutzfaktoren kindlicher Entwicklung, über Bindungen und letztlich auch über die Entstehung, Wirkung und Folgen von Deprivation eine wesentliche, handlungsleitende Grundlage für die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen dar.

Beispielsweise können Risikofaktoren, die zu Verletzlichkeit führen und Schutzfaktoren, die die Widerstandskraft erhöhen, die Prognose eines Entwicklungsverlaufes beeinflussen und zur Feststellung eines Hilfebedarfes oder der Notwendigkeit einer Intervention mit herangezogen werden (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 245f). In der Sozialpädagogischen Familienhilfe werden unter anderem Familien in Krisensituationen begleitet. Mitunter muss über eine Fremdunterbringung eines Kindes nachgedacht oder mit Menschen gearbeitet werden, die zahlreiche Bindungsabbrüche hinter sich haben. Daher ist Grundwissen über Deprivation notwendig, um besondere Aufmerksamkeit im persönlichen Umgang und bei Entscheidungen walten zu lassen. Das bindungstheoretische Wissen kann hierbei ein tiefgehendes Verständnis für verschiedene Zustände, Verhaltensweisen und Prozesse ermöglichen und sollte im sozialpädagogischen Alltag stets Beachtung finden.

Kenntnisse über Familien- und Bindungsdynamiken sowie Bindungsmodelle eröffnen dem Helfer zudem, über Bindungsbedürfnisse von Familienmitgliedern Annahmen zu bilden und wesentliche Zusammenhänge zu erkennen. Diese helfen die richtigen Fragen zu stellen und darüber einen tragfähigen Kontakt zu jedem Mitglied herzustellen (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 157; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 327).

Mit Hilfe einer entwicklungsoffenen Sichtweise sollten Entwicklungsblockaden bei einem Kind und seinem Beziehungsumfeld überwunden und eine Verbesserung der Gesamtsituation herbeigeführt werden. Die Sozialpädagogische Familienhilfe hat ebenfalls die Aufgabe, Kindern bei der Erfüllung ihrer altersgemäßen Entwicklungsaufgaben sowie beim Gelingen von Integration in Familie, Gleichaltrigengruppe und ihrer sozialen Umgebung behilflich zu sein. Deshalb ist eine der zentralen Aufgaben auch die Generierung größtmöglicher Sicherheit und

Offenheit in Bindungsbeziehungen eines Kindes. Dazu muss die Verfügbarkeit bedeutender Bindungspersonen und deren altersangemessene emotionale Unterstützung gegenüber dem Kind gefördert und die innere Welt des Kindes verstanden werden (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 316). Auf diese Weise können, mit Hilfe von Bindungswissen auch Prozesse, die zu schwerwiegenden Problemen führen, frühzeitig verstanden werden und Interventionen anregen, die deren Einsetzen entgegenwirken können (vgl. ebd., S. 264).

Das Wissen über die verschiedenen Bindungsmodelle erleichtert dem Sozialpädagogen außerdem besser zu verstehen, auf welche Weise ein Klient seine soziale Situation wahrnimmt, wie bindungsrelevante Themen von ihm bewertet werden und wie mit ihnen umgegangen wird (vgl. ebd., S. 262). Dabei kommt es jedoch weniger darauf an, die Bindungsmuster zweifelsfrei zuzuordnen sondern eher ein gewisses Gespür für handlungsleitende Strategien zu entwickeln.

Um präventive Maßnahmen zur Förderung einer gesunden Entwicklung im Sinne von Stärkung elterlicher Kompetenzen oder der innerfamiliären Sicherheit angemessen zu gestalten, bedarf es demnach einem Verständnis der Zusammenhänge zwischen verinnerlichten Beziehungserfahrungen und dem Verhalten einer Person. Vor allem in der Arbeit mit Kindern und Familien die massive Probleme aufweisen, ist die Berücksichtigung von Bindungsdynamik im besonderen Maße erforderlich (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 75, S. 142).

8.1 Interventionsziel - Erhöhung von Sicherheit

Aktuell auffällige, emotionale und zwischenmenschliche Verhaltensweisen unsicher gebundener Menschen können als Bewältigungsstrategien verstanden werden, die in früheren Bindungsbeziehungen eine kompetente Anpassung waren, nunmehr aber ein erhöhtes Risiko für die weitere Entwicklung und in anderen Kontexten darstellen und auf diesem Wege zu Problemen führen können (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 112f). Im Mittelpunkt bindungsgeleiteter Interventionen sollte daher die Sicherheit der einzelnen Familienmitglieder stehen und die Aufrechterhaltung sicherer Arbeitsmodelle oder eine Erhöhung von

Sicherheit im Bindungs-, Fürsorge- und Erkundungssystem sowie eine Öffnung von Beziehungen und familiären Systemen in Richtung Sicherheit angestrebt werden (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 12; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 333). Ebenso könnte darauf abgezielt werden, einer Person zu flexiblem, adäquaten Verhalten in der aktuellen Realität zu verhelfen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 48). Die Herstellung und Aufrechterhaltung von größtmöglicher Sicherheit bei einem Individuum oder einem Beziehungssystem dient dabei vor allem der Stärkung von Ressourcen und der Aktivierung von Schutzfaktoren, indem beispielsweise belastende Situationen besser bewältigt und reguliert werden können (vgl. ebd., S. 333). Anstrebenswert wäre demnach eine Familienbeziehungsarbeit, die die Aufrechterhaltung oder Erhöhung, sowohl der Sicherheit von Kindern und ihren Bezugspersonen in ihren Beziehungen, aber auch der Offenheit mit der wichtige Emotionen und Bedürfnisse gespürt und geäußert werden können sowie des feinfühligem Umgangs miteinander zum Ziel hat. Außerdem sollten Mitglieder einer Familie befähigt werden in Veränderungssituationen flexibel reagieren und sich anpassen zu können und in wesentlichen Beziehungen eine ausgeglichene Balance zwischen Autonomie und Sicherheit finden zu können (vgl. ebd., S. 334).

Um Interventionen angemessen und effektiv zu gestalten, sollte die aktuell mögliche Sicherheit in Beziehungs- und Entwicklungskontexten eines Kindes und seiner Bezugspersonen, vor dem jeweiligen Bindungshintergrund, fokussiert und immer auch reflektiert werden, damit die Sicherheit erhöht und nicht etwa gefährdet wird (vgl. ebd., S. 316f).

Mit Hilfe direkter Beobachtungen aber auch durch gezieltes Nachfragen, lässt sich herausfinden, inwieweit ein Kind seine Bezugspersonen als sichere Basis nutzt, beziehungsweise inwieweit diese fähig sind, als solche zu dienen und angemessenes Fürsorgeverhalten zu zeigen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 318). Da die kindliche Sicherheit jedoch auch stark von der Qualität der elterlichen Paarbeziehung und den jeweiligen Kontexten der Partner abhängt, muss zudem das gesamte Familiensystem und das, die Familie umgebende, weitere Sozialsystem in den Blick genommen werden. Von Interesse ist dabei beispielsweise, inwieweit Partner beziehungsorientiert sind, gegenseitig eine sichere Basis

herstellen und nutzen und wie offen die Kommunikation im Hinblick auf Emotionen und Bedürfnisse ist. Im Konkreten kann hier geschaut werden, wie Konflikte bewältigt und Probleme zu lösen versucht werden oder wie die gemeinsame Erziehungsverantwortung wahrgenommen wird (vgl. ebd., S. 324). Das Funktionieren der sicheren Basis und das Maß an Sicherheit in Belastungssituationen misst sich daran, inwieweit beim Partner implizite und explizite Wünsche und Signale nach Unterstützung wahrgenommen und richtig interpretiert werden und ob in angemessener Zeit eine adäquate Reaktion folgt. Gleichmaßen interessiert, in welcher Weise Wünsche und Bedürfnisse nach Unterstützung ausgesandt werden und inwieweit Hilfsangebote entlastend wirken oder ob sie überhaupt angenommen werden können. Das beobachtbare Verhalten wird dabei bei jedem, sowohl von den internalen Arbeitsmodellen und gegenwärtigen Einflüssen als auch durch die konkrete Interaktionssituation, beeinflusst (vgl. ebd., S. 318). Um nun die Sicherheit im gesamten Familiensystem zu erhöhen, sollte vor allem die Ursache von Problemen erkannt werden und die Ratsuchenden an genau der Stelle ihrer Entwicklung abgeholt werden, wo sie gerade stehen.

8.2 Die Arbeitsbeziehung

Eine gelingende Begleitung durch die Sozialpädagogische Familienhilfe setzt dabei eine tragfähige, vertrauensvolle Arbeitsbeziehung zu den Klienten voraus (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 277). Diese kann hergestellt werden, indem der Helfer selbst zur sicheren Basis wird. Die Grundlage dafür bildet sowohl feinfühliges empathisches Verhalten, eine anerkennende Haltung, aber auch die unbedingte Wertschätzung und Respekt gegenüber einer Person, ihrer Kompetenz und positiven Absichten sowie ihrer bestehenden Beziehungen und deren Einzigartigkeit und Geschichte (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 37, S. 307). Notwendig ist auch das stete Signalisieren des Helfers bei Konfliktlösungsversuchen, beim Aufkommen, Reflektieren und Bearbeiten unangenehmer Emotionen und Erfahrungen sowie beim Erkunden eigener Verhaltensweisen und Handlungsmotive verlässlich zur Verfügung zu stehen (vgl. Suess/

Pfeifer 2003, S. 158; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 38). Zudem sollte stark ressourcenorientiert gearbeitet werden, da Defizitorientierung dem Aufbau einer guten Arbeitsbeziehung, im Sinne einer sicheren Basis entgegenwirkt (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 12; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 264).

Der Helfer kann, durch authentisches Verhalten und einen fairen offenen Umgang mit bindungsrelevanten Bedürfnissen und Gefühlen aller Beteiligten, gut als Modell dienen und damit Ängste und Unsicherheiten bei den Ratsuchenden abbauen, wodurch Veränderungen und eine Öffnung im System eher möglich werden (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 333; Suess/Pfeifer 2003, S. 157). In der sozialpädagogischen Arbeit sollte der Helfer jedoch immer auch seine eigene Bindungsgeschichte sowie eigene Handlungsmotive und Erwartungen in verschiedenen Beziehungskontexten kennen, berücksichtigen und kritisch reflektieren sowie eigene Schwächen, Unsicherheiten und Fehler zugeben können (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 159, S. 179). Zudem müssen eigene Ressourcen und Bedürfnisse realistisch eingeschätzt und beachtet werden, um Überforderung vorzubeugen und rechtzeitig selbst Unterstützung, beispielsweise in Form einer Supervision, zu suchen (vgl. ebd., S. 159).

Hilfreich für den Aufbau einer gelingenden Arbeitsbeziehung ist außerdem, wenn die Autonomie einer Familie und deren Mitglieder zugelassen und gefördert sowie das Problem gemeinsam definiert, wie auch das Ziel und der Weg flexibel mit den Klienten ausgehandelt wird (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 159, S. 174; Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 333).

Vor allem unsicher gebundene Klienten haben oft Angst abgelehnt oder verlassen zu werden und wirken deshalb mitunter sehr kontrolliert oder sind kontrollierend. Es fällt ihnen schwer an verlässliche Beziehungen zu glauben, deshalb zweifeln sie oft an deren Haltbarkeit. In der gemeinsamen Arbeit ist es daher besonders in Konfliktsituationen wichtig zu vermitteln, dass die Beziehung durch Konflikte keinen Abbruch erfährt. Die steten Bemühungen des Helfers, den Kontakt immer wieder herzustellen, vermitteln auf diese Weise Sicherheit sowie die unbedingte Annahme des Klienten (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 177f).

8.3 Sicherheit im System generieren

Ist das Herstellen einer tragfähigen Arbeitsbeziehung gelungen, kann versucht werden die Sicherheit im Familiensystem zu erhöhen, um problematischen Entwicklungen entgegenzuwirken. Hierbei kann sowohl an den elterlichen Verhaltensweisen, wie auch an den internalen Arbeitsmodellen gearbeitet werden, um beispielsweise Veränderungen in den Bindungs- und Fürsorgeinteraktionen mit dem Kind herbei zu führen (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 36). Dabei kann es hilfreich sein, den Erziehenden zunächst die zentralen Konzepte der Bindungstheorie sowie entwicklungspsychologische Erkenntnisse leicht verständlich näher zu bringen. Beispielsweise können Grundlagen über das altersgemäße Verhaltensrepertoire sowie die normalen Bedürfnisse und Fähigkeiten eines Kindes vermittelt und Vorteile einer stabilen Bindung diskutiert werden. Im Folgenden kann an der Beobachtungsfähigkeit und Wahrnehmung gegenüber kindlicher Signale gearbeitet werden. Daraufhin lassen sich Annahmen zu den emotionalen Bedürfnissen und Gedanken des Kindes bilden, die gemeinsam besprochen werden können (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 227; Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 37). Besonders zurückweisende Eltern bedürfen einer zunehmenden Einsicht, wie sehr sie von ihren Kindern gebraucht werden (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 35). Neben der Erörterung alltäglicher Ereignisse und Familienmuster können aber auch Veränderungen bestimmter Interaktionen und Gewohnheiten wirksam sein (vgl. ebd., S. 116f). Um eine feinfühligere Wahrnehmung und Kommunikation von Sicherheits- und Erkundungsbedürfnissen zu fördern, kann demnach ebenfalls an konkreten Situationen im Alltag der Familie angesetzt werden. Beispielsweise direkt in Interaktionen, in denen das Kind Bindungsbedürfnisse zeigt (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 157). Besonders effektiv ist es, wenn auf diesem Wege neue positive Erfahrungen in gelungenen Interaktions- und Kommunikationsprozessen gemacht und daraufhin verinnerlicht werden (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 307). Diese neuen Selbstwirksamkeitserfahrungen können sich dann positiv auf das Selbstwertgefühl auswirken (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 303). Ein positives Selbstwertgefühl ist eine wesentliche Voraussetzung, um die

Fähigkeit zu entwickeln, sich feinfühlig in die Perspektive eines anderen hineinversetzen zu können (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 227). Grundlegend müsste jedoch zunächst allen Familienmitgliedern geholfen werden, sich der Bedeutung eigener Bedürfnisse und Handlungsweisen bewusst zu werden (vgl. ebd., S. 158). Hierbei kann der Sozialarbeiter als Modell behilflich sein, indem er Bindungsbedürfnisse hinterfragt und Worte für emotionale Zustände und externe Erfahrungen findet. Durch Umdeuten und Reformulieren verzerrter Kommunikationsmuster und dem Wiederentdecken primärer Bindungsbedürfnisse, können neue gegenseitige Sichtweisen und damit auch ein adäquateres Verhalten in Richtung Sicherheit im Familiensystem möglich werden (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 305). Eine offene Kommunikation sowie reflektierendes Sprechen und eine emotional verfügbare sichere Basis können dann sowohl Kindern als auch Erwachsenen helfen, mit Unsicherheiten und Belastungen besser fertig zu werden und ein Gefühl von Sicherheit und Selbstwert herzustellen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 332).

In der Arbeit mit Familien sollte jedoch auch beachtet werden, dass einige Konflikte dadurch zu Stande kommen, weil Bindungsbedürfnisse nicht mehr offen gezeigt oder negative Gefühle, aufgrund nicht gestillter Bindungsbedürfnisse, losgelöst von den ursprünglichen Bindungsthemen, auf andere Situationen oder Personen verschoben werden (vgl. ebd., S. 319). Zudem beeinflussen auch die inneren Erwartungen das Handeln und können dazu führen, dass beispielsweise ein Kind in außerfamiliären Kontexten seine ihm bekannte soziale Realität erzeugt und es in der Schule oder unter Gleichaltrigen auf diesem Wege zu Konflikten kommt. Daher macht es immer auch Sinn, neben der Arbeit mit den Eltern und dem Kind, die Personen in den Hilfeprozess einzubinden, mit denen ein Kind jenseits seiner Familie außerdem zu tun hat. Durch Beratung und Gespräche kann etwa Lehrern oder Erziehern geholfen werden, ihr Verständnis im Hinblick bestimmter kindlicher Verhaltensweisen zu erweitern und ein stimmigeres Bild vom Kind zu entwickeln. Dadurch kann die Kommunikation und Interaktion mit dem Kind verändert und zur Verbesserung der Gesamtsituation beigetragen werden (vgl. ebd., S. 330).

Um zu einer Verbesserung der Eltern-Kind-Beziehung beizutragen, sollte außer-

dem die Paarbeziehung der Bezugspersonen gestärkt werden, damit diese besser eigene Ressourcen nutzen können. Darüber hinaus sollten unterstützende Netzwerke etabliert werden, um die Familie zu entlasten (vgl. ebd., S. 332).

8.4 Achtsamkeit bei Desorganisation

In der Sozialpädagogischen Familienhilfe sollte ein besonderes Augenmerk auf Problematiken rund um Desorganisation gelegt werden. Gemeint ist einerseits Bedingungen zu schaffen, die diese verhindern können, andererseits aber auch desorganisiertes, desorientiertes Verhalten zu erkennen und daraufhin sinnvolle Interventionen einzuleiten.

Um präventiv Hilfe zu leisten, sollte Erwachsenen und Kindern bei gravierenden Verlusterlebnissen stützend zur Seite gestanden und bei der Aufarbeitung traumatischer Erfahrungen unterstützend Hilfe angeboten werden (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 148). Besonders wenn Kinder eine Bezugsperson durch Tod oder Trennung verlieren, ist darauf zu achten, dass sie nicht glauben sie seien daran schuld oder hätten dies verursacht. Dies gilt ebenso für andere traumatische Erlebnisse wie etwa Missbrauchserfahrungen. Eine solche Sicht der Dinge stünde der Bewältigung und Verarbeitung des Erlebten im Wege und kann schwerwiegende Folgen nach sich ziehen. Demzufolge ist es immer auch wichtig, dass der Helfer Hinweise für unverarbeiteten Verlust und Trauma wahrzunehmen vermag (vgl. ebd., S. 149, S. 322).

Des Weiteren sollten desorganisierte Verhaltensweisen alsbald erkannt werden, um den gravierenden Auswirkungen wie der Beeinträchtigung der sicheren Basis und Entwicklungsproblemen beim Kind, zeitnah entgegenwirken zu können (vgl. ebd., S. 323). Vor allem in Familien, in denen Kinder nur extrem unzuverlässig betreut werden oder eine Bindungsperson aus diversen Gründen nicht in der Lage ist, als sichere Basis für das Kind zu dienen, sollte daher unbedingt frühzeitig eine stabile Hilfe installiert werden (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 186). Besonders in Familien mit erhöhter Risikokonstellation ist es mitunter unumgänglich, unterschiedliche interdisziplinäre Hilfemaßnahmen zu aktivieren und zu

verknüpfen, um die Entwicklungsbedingungen in der Familie nachhaltig und umfassend verbessern zu können (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 292). Gelingt es jedoch nicht, ein Mindestmaß an Sicherheit im Familiensystem herzustellen und das Kind vor den überfordernden oder verletzenden Beziehungen zu schützen, kann es gegebenenfalls notwendig sein, das Kind aus seiner Familie herauszunehmen (vgl. ebd., S. 322).

8.5 Übergänge - Betreuung außerhalb der Familie

Wird im Rahmen der Hilfe ein Kind aus seiner Herkunftsfamilie gelöst, sollte möglichst auf die Form der vorgesehenen Unterbringung geachtet werden. Es scheint eher ungünstig zu sein, Kinder die aus überfordernden, verwirrenden Familienstrukturen kommen, gleich in einer Pflegefamilie unterzubringen. Geeigneter sind möglicherweise kleine Wohngruppen, die keine familiären Strukturen haben. Die vorübergehende Wohnstätte sollte die Individualität und Intimität von Kindern, einen überschaubaren Lebensraum und die Kontinuität von Bezugspersonen gewährleisten. Den Kindern sollte außerdem ausreichend emotionale Zuwendung gegeben werden, damit sie wieder Vertrauen in Erwachsene entwickeln und neue Beziehungen eingehen können. Die Kinder brauchen also eher ein Beziehungsangebot und korrigierende Erfahrungen, durch beispielsweise eine vertraute Bezugserzieherin, als das Einfordern einer Beziehung. Auf diesem Wege kann die neue Bezugsperson dazu beitragen, dass sich das innere Arbeitsmodell des Kindes stabilisiert oder positiv verändert (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 279ff). Da jedoch erst gemeinsame Erfahrungen gemacht werden müssen, ist sehr viel Zeit zum Aufbau einer neuen Beziehung notwendig. Zunächst muss Vertrauen und Rückhalt aufgebaut werden sowie das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit entstehen. Ist dies gelungen, werden in der neuen Beziehung die Autonomiewünsche des Kindes geäußert und es wird Grenzen testen. Früherer Bindungsängere und mit traumatischen Erfahrungen verbundene Emotionen können dabei erneut sichtbar werden (vgl. ebd., S. 281f).

Damit Familienhilfe gelingen kann, sollte der Umgang mit den Beziehungen des

Kindes stets fachlich reflektiert werden. Da Trennungen von Bezugspersonen und der Übergang in eine andere Wohnform kritische Situationen darstellen, sollten die Familienhelfer dazu beitragen, dass solche Übergänge Struktur erhalten, um die Verletzungen des Kindes zu minimieren. Bestenfalls werden gleitende Übergänge geschaffen und ein Verabschieden und Kennenlernen ermöglicht sowie gegebenenfalls Besuchskontakte zuverlässig organisiert (vgl. ebd., S. 282f). Das Kind braucht die Botschaft, dass es an seiner außerfamiliären Unterbringung nicht schuld ist. Zudem benötigt es die Gewissheit, dass es seine Gefühle von Trauer und Abschiedsschmerz zeigen darf und damit nicht allein gelassen, sondern ernst genommen wird (vgl. ebd., S. 283f). Im Idealfall sollte von allen Beteiligten die Fremdunterbringung eines Kindes als Hilfe in einer verfahrenen Situation verstanden und Loyalitätskonflikte des Kindes verringert werden, indem die Eltern signalisieren, dass es in Ordnung ist, wenn das Kind sich anderen Personen vertrauensvoll zuwendet (vgl. ebd., S. 285).

In der begleitenden Arbeit mit Pflegeeltern sollten, um chronische Überforderung und einen erneuten Betreuungswechsel zu vermeiden, deren Erwartungen an die jeweilige Realität des Kindes angepasst und über die Auffälligkeiten und die Lage des Kindes aufgeklärt werden (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 187). Zudem kann es oft hilfreich sein, einem Kind zusätzlich therapeutische Hilfe zur Aufarbeitung seiner traumatischen Erfahrungen zu organisieren (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 279).

9 Zusammenfassung

In der Sozialpädagogischen Familienhilfe sollten Risikofaktoren minimiert und Schutzfaktoren genutzt oder hergestellt werden, um zu einer guten Entwicklung und Bewältigung des Lebens beizutragen. Mit einem bindungstheoretischen Blick rücken daher die Sicherheit einer Person oder eines Familiensystems, die Paar- und Familiendynamik sowie die Entwicklungsthematiken eines Kindes ins Bild, um das jeweilige Maß an Sicherheit zu erkennen, aufrecht zu erhalten oder zu erhöhen und die damit verbundenen richtigen Interventionsschritte zu gehen. Aber

auch unverarbeitete traumatische Erlebnisse, Desorganisation oder Deprivation können dabei eine Rolle spielen (vgl. Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer 2012b, S. 330f). Eine bindungsorientierte Arbeitsweise zielt darauf ab, Ursachen von Entwicklungsblockaden aufzuspüren und Menschen dabei behilflich zu sein, durch die gelingende Nutzung einer sicheren Basis sowie durch gefühlsoffene Kommunikation, mehr Vertrauen in Bezugspersonen, zu sich und in die Welt zu entwickeln (vgl. Scheuerer-Englisch/Suess/Pfeifer 2012a, S. 278). Die Klienten sollten in ihrer Sicherheit und Autonomie gestärkt und damit handlungsfähiger werden, um zukünftig auftretende Schwierigkeiten leichter selbst lösen zu können. Zu beachten sei jedoch, dass Sozialpädagogische Familienhilfe zwar zur Erhöhung von Sicherheit beitragen kann, wird bei schwerwiegenden Fällen aber eine tiefgreifende Modifikation unsicherer Bindungsmodelle angestrebt, bedarf es oft zusätzlich einer intensiven therapeutischen Zuwendung (vgl. Suess/Pfeifer 2003, S. 158).

Obwohl in der Familienhilfe oft drängende existenzielle Nöte abzuwenden sind und der Zeitrahmen mitunter als unzureichend empfunden wird, kann das bindungstheoretische Wissen und eine bindungsgeleitete Grundhaltung dennoch den sozialpädagogischen Alltag bereichern und für einen gelingenden Arbeitsprozess mit den Familien sehr hilfreich sein.

Literaturverzeichnis

Bowlby, John (Hg.); Ainsworth, Mary D. Salter (1995): Mutterliebe und kindliche Entwicklung. 3. Auflage. München; Basel: Ernst Reinhardt.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (1997): Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Stuttgart: Kohlhammer.

Scheuerer-Englisch, Hermann; Suess, Gerhardt J.; Pfeifer, Walter-Karl P. (Hg.) (2012a): Wege zur Sicherheit. Bindungswissen in Diagnostik und Intervention. 2. Auflage. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Suess, Gerhardt J.; Pfeifer, Walter-Karl P. (Hg.) (2003): Frühe Hilfen. Anwendung von Bindungs- und Kleinkindforschung in der Erziehung, Beratung, Therapie und Vorbeugung. 3. Auflage. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Suess, Gerhard J.; Scheuerer-Englisch, Hermann; Pfeifer, Walter-Karl P. (Hg.) (2012b): Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Therapie. 2. Auflage. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Erklärung zur selbstständigen Anfertigung der Arbeit

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe.

Chemnitz, 17.01.2014

Fränze, Günther